

Das Theater in Rußland.

Von Johannes v. Hanstein.

Die Erkenntnis, daß wir durch künstlerische Darbietungen nachhaltiger auf die große Menge einwirken können als durch Reden und Schriften, hat die Sowjetregierung schon während der ersten Revolutionsjahre veranlaßt, sich der Kunst in ausgedehntem Maße als politischen Agitationsmittel zu bedienen, und zwar besonders der Schauspielkunst. Durch den Akt der Nationalisierung gingen sämtliche Theatergebäude mit dem Inventar in staatlichen Besitz über und wurden dem Volkskommissariat für Unterricht sowie den lokalen Unterrichtsämtern unterstellt. Zwecks Ausarbeitung von Spielplänen für die Arbeiter- und Bauerntheater wurde die Vereinigung revolutionärer Dramaturgen gegründet und als Hauptstelle für die künstlerische Agitation die kunstwissenschaftliche Sektion des „Sus“, d. h. des Staatlichen Gelehrten Rates, geschaffen, in der die Künstler nach den Anweisungen der kommunistischen Leiter die Theaterpropaganda organisieren. Alle Kunsttätigen sind in einem kommunistischen allrussischen Verband organisiert, der unter seinen Bühnenmitgliedern 22 000 Schauspieler und Sänger zählt. Der Verband ist außerordentlich einflußreich. Er hat seinen Sitz in Moskau, unterbittet aber in größeren Städten Bezirksverwaltungen und übt auch das Bildungspatronat über die Rote Armee aus. Er hat das Recht, für seine Mitglieder bei besonderen Leistungen den Titel eines Volksartisten bei dem Rat der Volkskommissare zu beantragen.

Das Interesse der Regierung erstreckt sich nicht nur auf die Theater mit berufsmäßigen Schauspielern, die sogenannten „professionellen“ Theater, sondern auch auf die Vorführungen der Arbeiterclubs und der Roten Armee, die als „selbsttätige“ Theater bezeichnet werden. Während man in den ersten Revolutionsjahren durch Berufsschauspieler in den Arbeiterclubs Gastspiele veranstaltete, ist man allmählich dazu übergegangen, Arbeitern mit darstellerischen Fähigkeiten eine gewisse Ausbildung zu geben und ihnen dann für ihre Aufführungen die Theater zur Verfügung zu stellen. Allein in Leningrad bestehen etwa 150 Arbeiterclubs, unter denen häufig ein Wettbewerb um die von der Regierung ausgehenden Preise stattfindet. Ihre Stände behandeln die Geschichte der Revolution, die Entwicklung ihrer Arbeitsbetriebe und damit zusammenhängende Fragen.

Unter den etwa dreißig professionellen Theatern Moskaus besteht ein gewisser Gegensatz zwischen den sogenannten akademischen Bühnen (dem Großen Theater, den Kammertheatern und dem Künstlertheater) und den linksgerichteten Häusern, die man kurz „Linke Front“ nennt. Diese haben sich von vornherein ganz der kommunistischen Propaganda zur Verfügung gestellt und bringen ausschließlich Stücke agitatorischen Inhalts. Die bedeutendsten unter ihnen sind das Revolutionstheater und das schnell zu großer Bedeutung gelangte Theater Meyerhold.

Meyerhold hat für die russische Bühnenkunst völlig neue Prinzipien geschaffen und verleiht es, kräftige Wirkungen zu erzielen, die teils auf dem aufpeitschenden revolutionären Charakter der Stücke, teils auf der geschickten Inszenierung beruhen. Den größten Erfolg errang er mit dem Schauspiel „Brüder China“, in dem das Leben chinesischer Fischer und ihre Leiden durch die Ausländer geschildert werden. Schauplatz der Handlung sind ein englisches, im Hafen liegendes Schiff und die Hafenanlagen. Das Meyerholdische Theater unterhält eine eigene Ausbildungsanstalt für Darsteller und Regisseure, die den Charakter einer staatlichen Hochschule für Theaterkunst trägt.

Die professionellen Theater erhalten von der Regierung Zuschüsse, die ihrer Bedeutung entsprechen. Die Besucher bestehen größtenteils aus Arbeitern und Rotarmisten, staatlichen Angestellten und der proletarischen Studentenschaft, denen nämlich der Theaterbesuch zu ermäßigten Eintrittspreisen gewährt wird.

Erwähnt sei schließlich noch das Theater der blauen Arbeiter. Darunter versteht man eine Gruppe von etwa 150 berufsmäßigen Darstellern, die sich zum Zwecke künstlerischer politischer Propaganda vereinigt haben und in kleinen Aufstellungen von etwa 10 bis 15 Mann ständig die Provinz bereisen. Das Kostüm ist eine blaue Bluse; vorgetragen werden schnell improvisierte kleine Stücke, welche die neuesten Tagesfragen oder die ausgegebenen Lösungen der politischen Führer behandeln.

Zur Verbreitung des Kommunismus auf dem Lande werden ferner von den Theatern abwechselnd Gastspielreisen aus-

geführt, die durch die entlegensten Gouvernements gehen. So legte z. B. eine vom Leningrader Staatstheater „Junger Zuschauer“ ausgesandte Gruppe, die Transkaukasien bereisen sollte, in zwei Monaten mehr als 800 Werst zurück und gab in dieser Zeit 88 Vorstellungen auf Talwiesen und in Bauernhöfen vor Osseten, Tsiden, Georgiern, Armeniern, Tartaren und Russen.

Von besonderem Interesse für uns ist die Entwicklung der Schauspielkunst bei den Wolgadeutschen. Hier fehlte es lange an einer geeigneten Theaterliteratur, und man beschränkte sich vornehmlich auf die Pflege des Volksliedes. Allmählich trat jedoch ein Umschwung ein, und das Saratower Stadttheater, das im Herbst 1926 sein sechzigjähriges Bestehen feiern konnte, genießt nicht nur in der wolgadeutschen Republik, sondern auch in der ganzen Union einen guten Ruf, wie die Glückwünsche aller bedeutenden Kunstinstitute zu seinem Jubiläum beweisen. Möge es weiter wie bisher — unbeeinträchtigt durch kommunistische Agitation — seine Tätigkeit zur Stärkung deutschen Lebens ausüben!

Im Kampf mit Haien.

Von Walter Herrmann-München.

Diese Schilderung beruht auf eigenen Erlebnissen des Verfassers, der, 1912 von den Franzosen als Spion verhaftet, zwölf Jahre in der französischen Verbrecherkolonie „Guyana“ unter unheimlichen Leiden zubrachte.

Von Süden her wehte eine frische Brise. Sie warf die schäumenden Bogen immer trotziger empor und jagte unser wackeres Boot, daß es eine Lust war, durch den sprühenden Gischt. Wer jemals in einem guten Boot von einer solchen Brise geegelt ist, weiß, wie froh und stolz sich da die Brust hebt, wie wohl einem da zu Rute ist, wie sich alle Muskeln straffen und spannen.

Vor uns lag das Ziel. Dort mußten wir in der von Sand- und Moorküsten sehr gefährdeten Mündung der „Voca de Raviros“, des südlichsten und größten Ausflusses des Orinoco, einlaufen.

Diese gefährlichen Untiefen entstanden durch eine gewaltige Sturmflut in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Sie verschlang an der Nordostküste Südamerikas Tausende von Quadratkilometern des die ganze Küste bedeckenden Urwaldes. Die Urwaldriesen wurden entwurzelt und zerbrochen wie Streichhölzer. Die allen Ufslüssen des Meeres und Ströme trockenen Süde der Edeelhölzer sind bei normalem Wasserstande eine für die Schifffahrt kaum auszuwendende Gefahr. Welche dem Schiffe oder Boote, das in Unkenntnis der Lage oder durch Sturm oder Strömung in diese Gegend der Voca de Raviros vertrieben wird. Es ist dem fähigen Untergang geweiht. Des Meeres gefährliche Wände, der Hai, vereitelt hier jeden Rettungsversuch. Ein Wunder ist es, wenn es einem kleinen Boot gelingt, sich aus diesem fürchterlichen Labyrinth zu retten.

So erging es auch uns. Wir hielten den Kurs etwa 10 Kilometer vom Strande in der Hoffnung, die Barre bei einer Mündungsbreite von etwa 40 Kilometer hier am leichtesten nehmen zu können.

Es mochte gegen 9 Uhr morgens sein. Der Himmel war bedeckt und ließ aus Regen schließen. Wir entschlossen uns daher, näher an die Küste heranzugehen, um sie nicht aus den Augen zu verlieren. Zunächst ging alles nach Wunsch. Wir waren der Küste schiffungsweise auf 5 Kilometer nahe gekommen, als sich indessen die eintretende Ebbe stark bemerkbar machte. Wenn die Wellen ein wenig tief ausholten, kamen plötzlich tie und da schwarze Stämme zum Vorschein. Zunächst hielten wir sie für schwimmendes Holz, das ja jeder große Urwaldstrom mit sich führt. Bald aber wurden wir ulern Irrtum gewahrt. „Raum noch 1 1/2 Meter Wasser!“ rief mein Gefährte. Ausweichen oder Weidrehen schien ebenso gefährlich wie ein weiteres Vorbringen. Die einzige Rettung bestand darin, den Höchststand der Flut abzuwarten und dann hinaus ins Weite zu segeln.

Nun entschlossen waren wir Anker, reiften die Segel und hielten aufmerksam Umschau nach etwaigen „Stöcken“. Keine leichte Arbeit, da das Wasser vom mitgeführten Erdreich buntschwarz und undurchsichtig war. Doch wir hatten Glück. Die nächsten Stämme waren 12 bis 15 Meter entfernt. Aber wir wurden bald von allen Seiten eingeschlossen. Langsam fiel das Wasser. Noch hatten wir 1 Meter Tiefe, als das Boot vor Anker zu treiben anfing. Der Anker hielt nicht; er war zu schwach, und außerdem bestand der Grund

aus weichem Modder. Wollten wir unser Boot nicht verlieren, so mußte einer von uns ins Wasser und das Boot selbst halten.

Gedacht, getan! Etwa bis zum Knie sank ich nur in dem Modder ein, doch das Wasser reichte mir bis zur Brust. „Hier sind aber viele Stämme“, sagte mein Kamerad plötzlich. Sofort wurde ich aufmerksam, denn von den Kenntnissen einer Landratte über Seetiere hatte ich keine große Meinung. Konnte er doch leicht die Finne, das ist die Rückenfinne des Hais, für die eines Stämmers ansehen. — Und richtig, so war es auch! Plötzlich sah ich kaum fünf Meter von mir entfernt, die Finne eines Hais. Ein Zweifel war ausgeschlossen. In etwas größerer Entfernung beobachteten wir wenigstens noch ein Dutzend. Das waren meines Wissens Stämme. Was tun? Das Boot durfte ich keine Sekunde fahren lassen. Die Strömung, die jetzt außerordentlich arl war, warf es dann ohne Zweifel auf die nächsten sehr hohen Erbö und — es war verloren und wir mit ihm. Blühtig schoß mir dieser Gedanke durch den Kopf. In Dreißigweite lag mein Buschmesser. Eine furchtbare Waffe in der Hand des Kundigen. Etwa achtzig Zentimeter lang, breit wie eine Hand, kann man mit einem Hieb einen Bananenstamm damit fällen. Instinktiv griff ich danach und rief gleichartig meinem Gefährten zu, er solle mit einem Ruder unausgesetzt aus Selbstkräften auf das Wasser schlagen. Es war hohe Zeit. Die unheimlichen Bestien zogen immer endere Krei: um uns.

Da! Das Ruder zerbrach. Mein Freund hatte einen dieser gefährlichen Gefellen getroffen. Schnell griff er zu einem anderen und schlug damit weiter. Mir war noch kein Hai in erreichbare Nähe gekommen. Schon glaubte ich, das fallende Wasser würde die Hais verschrecken, als plötzlich eine respektable Rückenfinne, ungefähr einen Meter vor mir auftauchte und sich sogleich umlegte. Dieses Mal war es auf mich abgesehen. Ein bananger Augenblick. Wußte ich doch aus Erfahrung, daß, wenn der Hai sich umlegt, er dies zur Ersparung seiner Beute tut. Der Fisch muß diese Bewegung machen, da das Maul, welches mit 5 bis 6 Reihen bewackelter Zähne besetzt ist, sich etwa 20 bis 30 Zentimeter von der Kopfspitze entfernt, an der unteren Seite befindet.

Nachdem ich ihm zuvor. Wie ein Besessener schlug ich mit dem Buschmesser auf ihn ein. Die Hais sah gleichgültig zu, erhielt ich jedoch einen gewaltigen Schlag, der mich aus dem Wasser hob und einige Schritte weit fortgeschleuderte. Der Hai, vor Schmerz rasend, hatte mich blühnend mit seinem Schwanzende getroffen. Als es mir endlich gelang, mich wieder aufzurichten, konnte ich vor Schmerzen kaum atmen. Das, was ich aber jetzt sah, ließ mich meine Beschwerden vergessen. In unmittelbarer Nähe des Bootes entstand nun im Wasser ein furchtbarer Kampf. Der getroffene Hai war durch meinen Schlag schwer verwundet worden und blutete stark. Die übrigen Hais nahmen dies — glücklicherweise für mich — zum Anlaß, über ihn herzufallen und ihn zu zerreißen. Immer mehr kamen herbei. Wie zahlten wenigstens dreißig. Wie toll schossen sie in dem immer flacher werdenden Wasser hin und her. Wie aber sah der Kampfplatz aus! Tiefe Furchen und Löcher waren in dem weichen Modder, hier und da noch Reste des blutigen, schmutzigen Wassers. Nirgends waren Ueberreste des verwundeten Hais zu sehen! Ich dankte meinem Schöpfer, so gnädig davongekommen zu sein. Stumm drückte ich meinem Gefährten die Hand.

Der Deutsche Rundfunk

Größte Funkzeitung mit allen Programmen und großem Unterhaltungs- und Basterteil. Nur 50 Pf. jede Woche. Bestellung bei jedem Postamt und in jeder Buchhandlung. Probenummern kostenlos vom Verlag Berlin 24

te hurtig gebückt hatte. Nachmann ihr gegenüber. Die Haushälterin hatte den Kaffee und Gebäck gebracht, hatte Anita eine besondere Lokale auf den Keller gelegt, was sie mit Vorliebe tat, und war, beglückt von Anitas Dank, wieder abgezogen.

„Ich hab — Sie müssen mich nicht auslachen — beinahe Angst vor morgen, Herr Nachmann —“

Der noch an dem dampfenden Kaffee.

„A — der Kukud? Angst? Sie? Na, das wäre! Das ganze Personal des Stadttheaters muß Angst vor Ihnen haben, Kind! Die sollen Augen machen, die Opa Puttl und die Helma Hoch und die Soubrette, die Opa Hoffels, und wie die anderen alle heißen. Gute, gangläufige Mittelgarntur, ja doch! Aber was singen heißt, wirklich singen, das sollen sie von Ihnen erfahren, Anita! Angst? Na — ich danke!“

Anita nippte an der Tasse. „Aber ich muß Ihnen ja so dankbar sein dafür, was Sie schon alles für mich getan haben, Herr Nachmann.“

„Nah — gewöhnen Sie sich bitte das Dankeschön-sagen ab. Die Leute müssen Ihnen danken! Na — Sie werden ja schon erleben!“

Er lachte leise glucksend auf.

„Wenn Sie erst einmal auf den Brettern gestanden haben!“

„Ja — wenn ich das nur erst überstanden hätte!“

„De? Anita — Sie werden das auch noch hinter sich kriegen! Es wird herrlich und bitter sein — das erstmal — ich kenne das! Das ist so! Und — Sie werden das Kampfenieber hoffentlich nie ganz klein kriegen! Das gehört mit zum wahren Künstlertum, sage ich Ihnen! Es gehört mit zur Schönheit Ihrer Kunst! Ohne inneres Nicker keine Leidenschaft, keine hinreißende Darstellung! Nur ein Stämper bleibt vor vor dem Aufstößen kalt. Oder ein blasser Kantinier!“

Der wahre Künstler ist immer voll Erregung! Ach — Sie hätten Ihren Vater sehen sollen, wie der vor der Vorstellung siebte! Wie er — haha — schimpfte und tobte — wie er sich manchmal fast weigerte, aufzutreten, weil er „nichts in der Kugel“ hätte. Bei jeder Premiere war das so. Manchmal zum aufhängen!“

Er lachte in der Erinnerung an jene Szenen.

„Und kaum stand er im Rampenlicht, da war — oft schon nach den ersten Worten — die Angst wie weggeblasen. Aber die Nervenregung — sehen Sie — die vibrierte in ihm, die ließ ihn künstlerische Höhen von genialen Ausmaßen finden, die ich ihn und die Zuhörer wie in einem Taumel mit. Und Sie — Anita — Sie sind seine Art.“

Sie atmete tief.

Nachmanns Worte erregten ihr Blut.

„Ja — ich möchte die Menschen beschenken! Es muß wunderbar sein, sie in den Bann der eigenen Persönlichkeit zu zwingen. Sie für Stunden frei und reich zu machen, daß sie alles vergessen!“

„Sie werden es erreichen, Anita! Hier — am Theater — und später, wenn Sie an großen Bühnen wirken werden!“

Anitas Augen leuchteten.

„Das ist hier nur — wie soll ich sagen — eine günstige Gelegenheit. Man muß sie mitnehmen. Es ist das letzte, was ich Ihnen geben kann. Nachher —“

„Nachher —?“

„Wir haben ja schon oft genug davon gesprochen. Nachher fahren Sie nach München — zu Kammacher. Der wird dann weiter für Sie sorgen. Er wird zu entschuldigen haben, wenn Sie — und wo vor allem — an die große Öffentlichkeit treten sollen. Uebrigens — ich hab ihm neulich schon mal geschrieben —“

„O — und das kommt jetzt so en passant heraus?“

„Ja, sehen Sie — ich wollte verschweigen. Na, wer kann ein Geheimnis behalten, wenn Sie einen so angucken mit Ihren märchenhaften Augen —“

„Halt, halt — das gehört nicht zur Sache, bester Herr Nachmann.“

„Na — also, ich bin schon still. Der Kammacher — sehen Sie, der hat Beziehungen! Der steht noch mitten drin! Wenn der sagt — die Anita Wielandt singt morgen in der Staatsoper, sonst schmeiß ich meinen ganzen Vertrag, na — dann singt sie eben!“

Anita machte große Augen.

„Ja — so einer ist der! Aber — ha — er sagt eben nur, wenn es sich wirklich lohnt. Und bei Ihnen — lohnt es sich. Ueberhaupt — Anita Wielandt! Was glauben Sie, was der Name schon verspricht!“

Er hatte allgemach seine Tasse ausgetrunken und Anita schenkte ihm neu ein. Er küßte ihr mit atemberaubender Galanterie die Hand. Er suchte ein wenig zusammen, aber dann lachte sie verwirrt. Es stand ihr zeltend.

„Ihr erster Verehrer“, sagte Nachmann und schmunzelte. „Darauf kann ich mir was einbilden.“

„Sie werden mir noch den Kopf verdrehen.“

Er blickte sie melancholisch an und summte eine Zeile aus dem neulichen Schubertlied:

„Ach — wer das doch könnte — nur ein einziges, nur ein einziges Mal!“

Er hatte heute unbestritten seinen besonders lustigen Tag.

„Sie Kobold! Aber ich hoffe doch, daß Sie mich immer in guter Erinnerung behalten werden, Anita.“

„Muss ich Ihnen das erst sagen? Sie sind mir der liebste Freund gewesen und werden es immer bleiben —“

„Nun — wirklich der liebste? Ich bin schon zufrieden, auch wenns nicht der Superlativ ist, Anita.“

(Fortsetzung folgt.)